

Wöchentliche Beilage zur E. Chorner Ostdeutschen Zeitung.

№ 15. 1896.

Der Enterbte.

Roman von Paul Blumenreich.

(Fortsetzung.) (Nachdr. verboten.)

„Herr Bergmann,“ entschuldigte sich Peter, „es war gestern der Geburtstag der Grethe.“
„Du sagtest mir doch, ihr wolltet ihn erst am Sonntag feiern?“

„Jawohl, aber — aber ich hab' ihn ein bißchen vorgefeiert!“

„Das laß künftig bleiben! Ich bitte mir's ernstlich aus. Einen Menschen, der sich betrinkt, mag ich nicht in meiner Umgebung!“

Heinrich's Ton war schon ruhiger geworden. Vielleicht war Peter gar nicht der Schuldige? Er dachte nach, wie die Sache wohl gekommen sein könnte, konnte aber keine Erklärung finden. Jedenfalls aber war dies ein Wink des Schicksals! Mit Entschiedenheit wandte er sich zu dem Diener: „Packe sofort meine Sachen für eine Reise von wenigen Tagen,“ befahl er; „aber gleich, ich fahre mit dem Schnellzuge!“

Peter grinste so vergnügt, als wäre er seelenfroh, seinen Herrn loszuwerden. Er machte sich an die Arbeit.

Heinrich berührte kaum den Kaffee und eilte dann hinüber zu seiner Schwester. Er fand sie noch im Negligé, mehr als erlaubt vernachlässigt. Ueberhaupt konnte man sich keinen schärferen Gegensatz denken, als das geordnete, schon gelüftete Junggesellenzimmer Heinrich's und die Wohnstube seiner Schwester. Die Thür zum Schlafzimmer stand offen, drinnen war noch Alles in wüstem Chaos. Auf dem Tische Toilettengegenstände, daneben das benutzte Frühstücksgeschirr; die Gardinen an dem einen Fenster mit einer Nadel zusammengesteckt, weil der Vorhang sich nicht recht mehr auf- und niederrollen ließ. Auf dem Sopha lagen Spielsachen von Harry; das Kind selbst schlief noch.

Der Baron stand drinnen vor einem Spiegel und rasirte sich; Charlotte lehnte träge in einem Armseffel und fuhr erschreckt auf, als Heinrich eintrat.

„Verzeih', liebe Charlotte,“ be-

gann er ohne Einleitung, „daß ich mein gestern gegebenes Versprechen zurücknehme, ich reise nun doch!“

Charlotte stieß einen Schreckensschrei aus — der Baron fluchte zu gleicher Zeit — er hatte sich geschnitten. Das Verhalten Charlottens war eigentlich ganz unerklärlich, denn es kam gar nicht so selten vor, daß Heinrich Geschäftsreisen unternahm.

„Was hast Du nur, Charlotte?“ fragte er erstaunt.

„D, nichts, nichts — ich hätte nur so sehr gewünscht, daß Du gerade nicht zu Harry's Geburtstag fortgingest, wahrhaftig, das schmerzt mich sehr!“

„Ja, ja, das glaub' ich,“ versetzte Heinrich zerstreut.

„Was ist denn nur vorgefallen?“ forschte die Baronin. „Der Briefträger kommt doch erst um zehn Uhr, und auch ein Telegramm ist meines Wissens nicht eingelaufen...“

„Ich habe dennoch eine Nachricht bekommen,“ sagte er mit seltsam bewegter Stimme. „Du äle Dich und mich nicht weiter.“ schloß er, „ich reise! Um Dich aber zu entschädigen, so kaufe nur den Pony.“ Und er verabschiedete sich rasch.

2.

Die Garderobe der gefeierten Schauspielerin Irene Astor war heute reich mit Blumen geschmückt. Den Eingang hatten die Theaterarbeiter mit Laubgewinden geziert, und drinnen in dem kleinen Raum gab es kaum noch ein freies Fleckchen. Blumensträuße und Rissen, Blumenkörbe und radgroße Bouquets, Blumen in abenteuerlichen Arrangements. Das Kammermädchen der Künstlerin war in Verlegenheit gewesen, wohin sie während der Toilette ihrer Herrin etwas aus der Hand legen sollte. Drunten, beim Hauptportal, rollte unaufhörlich Wagen auf Wagen vor. Natürlich war das Haus schon tagelang vorher ausverkauft. Nur Stehplätze, mit deren Ausgabe erst an der Abendkasse begonnen werden durfte, waren noch zu haben. Auf der Freitreppe vor dem Hoftheater hatten sich, inmitten des jetzt immer lebhafter werdenden Andranges, einige der allergeeuesten Verehrer der beliebten Darstellerin aufgestellt: Billethändler, die sie mit aufrichtigem Schmerz zurücktreten sahen. So oft die Astor gespielt hatte, waren sie ja stets ihre Borräthe leicht und zu guten Preisen losgeworden. Die heutige Abschiedsvorstellung sollte ihnen wenigstens in Form noch reichlicheren Verdienstes eine kleine Tröstung bringen. Und sie forderten unverschämt viel und bekamen die verlangten Preise in der That.

Irene Astor saß in ihrer griechischen Gewandung inmitten des betäubenden Blumenduftes. Eine klassische Schönheit, zwar nicht mehr in der ersten Jugendblüthe, aber noch eine stolze, berückende Erscheinung. Groß, schlank, ein wenig zu



Erzprinz Boris von Bulgarien. (S. 116)

schlank vielleicht, ein überaus fein geschnittenes Gesicht mit strahlenden, langbewimperten Augen, mit einem schmalen, ausdrucksvollen Mund, um den es wie Stolz, ja vielleicht wie Hochmuth spielte. Die Haltung bewußt und energievoll, dabei reizumflossen; weil sie noch der Zauber der Jungfräulichkeit umgab. Sie achtete kaum der Blumenfülle, sie war's seit Jahren gewöhnt, in dieser Weise gefeiert zu werden. Vor ihr auf dem Toilettentischchen lag aufgeschlagen die Rolle der Sappho. Zwar bedurfte sie keiner Nachhilfe, aber sie war ein wenig abergläubisch: die Rolle nicht bei sich haben, das heißt eine kleine Versäumniß begehen, das ist ein sicheres Vorzeichen für irgend einen Unfall, den der Abend bringt.

Man hatte ihr eben eine Karte überreicht, und da noch nicht das erste Glockenzeichen gegeben worden war, ihr also noch mehr als zehn Minuten Zeit blieb, hatte sie dem Grafen v. Niethberg gestattet, einzutreten.

Eine aristokratische Gestalt von vollendeter Haltung, etwa fünfzig Jahre alt, im Frack, einige Orden im Knopfloch, eine vornehme, wenn auch nicht unbedingt sympathische Erscheinung. Der Mann hatte etwas Gemessenes, Absichtliches in seinem Wesen. Man sah es deutlich, er erschien an dieser Stelle nicht, um ihr den Hof zu machen, um ihr einige mehr oder weniger geistreiche Artigkeiten zu sagen, sondern um einen bestimmten Zweck zu verfolgen. Und er ließ darüber auch gar keinen Zweifel aufkommen. Nach einer Begrüßung, die vertraulich und kühl zugleich ausfiel — von beiden Seiten — ging er sofort zur Sache über.

„Sie entsinnen sich, Irene, was Sie mir für den heutigen Abend versprochen haben?“

Irene hatte sich kaum in ihrem Lehnstuhl aufgerichtet. Sie wußte, was den Grafen herführte; sie war auch durchaus nicht die Natur, sich einen anderen Anschein zu geben. Und sie antwortete offen und frei: „Mein Jawort, lieber Graf!“

„Sie hatten mir's schon halb und halb gegeben,“ fuhr der Graf fort, „aber Sie zögerten, vertrösteten mich für heute!“

„Das ist Alles wahr,“ entgegnete sie ruhig. „Ich habe so lange Bedenken getragen, mich zu binden. Jetzt aber, wo ich des Theaterlebens müde bin, jetzt wäre es vielleicht an der Zeit, mich zu verheirathen.“

Ueber des Grafen Gesicht flog es wie Befriedigung. Die Sache schien sich endlich nach seinem Wunsch zu gestalten.

Irene aber nahm nach einer kleinen Pause wieder das Wort: „Ich sehe es ein, lieber Graf, Sie haben mir Namen und Stellung zu bieten. Andererseits haben Sie Schulden, die zu bezahlen ich in der Lage bin, und somit wären wir quitt miteinander. Auf dieser Basis, sollte man glauben, müßten wir friedlich miteinander leben können. Sie behaupten überdies, mich leidenschaftlich zu lieben, aber das mag ich schon deshalb nicht glauben, weil ich dem nichts gegenüberzustellen hätte“ — und auf eine Bewegung des Grafen einlenkend, fügte sie hinzu: „Sie werden mich ja nicht falsch verstehen, mein Lieber! Ich weiß in vollem Maße zu würdigen, was Sie auszeichnet. Ich schätze Ihren feinen Taft, Ihre, in unserem Falle doppelt werthvolle Offenheit — Sie sind mir, das gestehe ich, durchaus willkommen.“

„Aber weshalb zögern Sie trotzdem noch immer, Irene?“

Wieder entstand eine Pause. Blöcklich fragte Irene, anscheinend ganz außer Zusammenhang mit seinem Einwurf: „Haben Sie jemals an wirkliche Liebesheirathen geglaubt?“

Einen Augenblick schwieg der Graf betroffen. Dann aber glitt ein Lächeln über seine Züge: „D, warum nicht,“ sagte er und es klang wie ganz leise Ironie. „Unter ganz jungen Leuten

und in gewissen Lebensphären, als da sind, Lehrer, Literaten, Kunstbessene und dergleichen, mag das ja vorkommen; in unseren Kreisen aber, liebste Irene . . .“ Und er verzog den Mund zu einer kleinen Grimasse.

Irene sah das Alles nicht; sie blickte sinnend vor sich hin und spielte mit dem Faltenwurf ihres weißen griechischen Gewandes.

„Sehen Sie,“ ergänzte sie ihren Gedankengang, „ich träumte einmal davon, aus Liebe geheirathet zu werden. So im Sturm davongetragen werden — in's Blaue hinein und Alles hinter sich zurücklassen, was an den Erdenjammer gemahnt.“

Der Graf strich sich überlegen den Schnurrbart: „Ich hoffe doch, Irene, das war einmal! Und andererseits, haben Sie ein Recht, daran zu zweifeln, daß ich Sie liebe? Könnte ich nicht — Sie zwingen mich, es zu sagen — die Tochter irgend eines reichen Bankiers haben? Aber, was mich abhält, ist, daß ich Sie wirklich liebe!“

„Gewiß,“ gab Irene zu, „wie Sie eben lieben können, so lieben Sie mich. Aber — doch ich bin thöricht!“

„Irene,“ sagte er jetzt mit ernstem Nachdruck, „seien Sie doch vernünftig!“

Sie schien nicht zu hören. Mit halber Stimme sprach sie, fast für sich: „D, Sie wissen nicht, wie arm ich damals war! Und wer arm ist, pflegt auch allein zu sein. Ich aber, ich lebte in meinen Träumen. Und alle diese stolzen Träume habe ich mir zur Wirklichkeit gemacht, ich ganz allein, Herr Graf, aus eigener Kraft. Aus einer kleinen Volksschullehrerin, die kaum Jemand beachtete, ist eine weithin bekannte Schauspielerin geworden. Ich bin heute reich, begehrenswerth, wie ich damals arm und bedauernswerth war. Nur zweierlei steht mir noch bevor: eine große Dame zu werden oder ein glückliches Weib. Und wenn ich mich frage, welches von beiden ich mir ersehnte, Graf, dann tritt das blendende Bild der Dame zurück vor der bescheidenen, aber so recht aus voller Seele geliebten Frau . . . ach, es war zu schön, als wir noch jung waren!“

„Wir sind es nicht mehr, Irene,“ antwortete er fast barsch. „Entschließen Sie sich! Sie wissen, was ich Ihnen biete: keine jugendliche Leidenschaft — wir sind nicht mehr jung genug dafür,“ schaltete er noch einmal ein, „aber neben einer gesellschaftlichen Stellung, wie solche selbst über Ihre Träume hinausgehen sollte, warme, aufrichtige Verehrung.“

„Mit einem Worte: eine Vernunftheirath,“ unterbrach sie ihn.

„Aber eine annehmbare,“ bestätigte er. In seiner Schlippsnabel, die ein Monogramm mit neunzackiger Krone zeigte, funkelten die Diamanten im Scheine der Glühlämpchen über dem Toilettentisch.

Irene lächelte schwach. „Sie wissen, Graf, ich bin abergläubisch. Und so warte ich auf ein Zeichen des Schicksals. Ich bitte Sie noch um eine halbe Stunde Bedenkzeit, das heißt, bis mein Stichwort fällt. Warten Sie draußen! Ich werde Ihnen die Hand geben, wenn der Inspizient mich ruft — das bedeutet: ‚Ja!‘ oder an Ihnen vorübergehen, ohne Sie anzusehen, das ist: ‚Nein!‘“

Er ging lächelnd. Wie kindisch doch die klügsten Frauen sind! Da wartet diese Sappho auf die innere Stimme! Aber er fühlte sich seiner Sache sicher, glaubte sich schon im ungefähren Besitz der schönen reichen Frau.

Nun war Irene allein; das Kammermädchen, das sich vorher beim Eintreten des Grafen diskret entfernt hatte, kannte die Gewohnheit ihrer Herrin, kurz vor Beginn der Vorstellung einige Zeit der ersten, inneren Sammlung zu widmen. Ungerufen durfte sie jetzt nicht erscheinen.

Und während dem drunten her jenes dumpfe

Geräusch heraufdrang, ähnlich dem, welches das Hereinbrechen der Fluth verursacht — während sich das Haus in allen Rängen füllte mit einem Publikum, das heute nicht um der „Sappho“ willen gekommen war, sondern um Abschied zu nehmen von einem seiner Lieblinge — saß in ihrer von Blüthenduft erfüllten Garderobe ein einsames Mädchen, das Mühe hatte, Fassung zu bewahren. Mit schmerzverzogenem Munde griff sie in ein kostbares Necessaire und entnahm diesem einen Brief. Sie las ihn wohl zum zehnten Male.

„Versuchen Sie nicht, sich ihm zu nähern! Er wird die Pflichten nicht verletzen, die ihn binden.“

Das war die Antwort, die sie erhalten hatte. Ach, sie war ja schon zu dem „Ja“ entschlossen! Nur diese paar armseligen Minuten gehörten noch dem Jugendtraume — dann war's vorbei!

Da pochte es leise. Sie fuhr empor. Wenn er dennoch käme — er, den sie so sehr geliebt in den süßen Tagen ihrer jungen Armuth?

Sie harrete seit fast einer Woche auf ihn, sie bildete sich ein, er müsse kommen. Aber man brachte ihr die Karte eines berühmten Kritikers. Gewiß, der geistreiche Mann wollte seinen Lesern morgen früh eine Analyse des Seelenzustandes der scheidenden Künstlerin geben. Unwillig lehnte sie ab — sie dürfe sich nicht mehr zerstreuen.

Eine jüngere Schauspielerin, die häufig neben der Aitor auf der Bühne erschien, wenn auch nur in kleineren Rollen, öffnete jetzt leise und schüchtern die Thüre und bat um die Erlaubniß, der scheidenden Kollegin persönlich ihren bescheidenen Blumenstrauß überreichen zu dürfen.

Irene hatte dieses Fräulein Leonora Galetta nie sonderlich beachtet; heute gab es ihr einen Stich in's Herz, als sie ihrer ansichtig wurde. Das war noch jung, das hatte die Welt noch vor sich — brauchte noch nicht an Abschied zu denken. Vielleicht kam diese Galetta nur, um ihr begreiflich zu machen, wie alt sie, Irene, geworden, und wie nun Raum würde für Andere, denen noch die Zukunft gehörte.

Sie dankte unwirsch, und Irene zog sich betreten zurück.

Jetzt erkönte das ihr bekannte leise, aber energische Klopfzeichen des Inspizienten — die Wartezeit war vorbei. Draußen stand der Graf im Halbdunkel der Kulissen.

Sie reichte ihm entschlossen die Hand — brachte er doch das Ende aller dieser Dual! — drückte sie innig und — war verlobt. —

Niemals in ihrem Leben vielleicht hatte sie gespielt wie heute.

Und war sie denn nicht eine andere Sappho? Stand sie nicht auch, eine reife Frau, dem Verblühen nahe, groß und einsam da in dieser Welt? Ja, groß und einsam! Wohl tönte der brausende Jubel, die lärmende Begeisterung hinauf bis zu ihr, aber innerlich fühlte sie sich verlassen und verschmäht, wie Irene, mit deren Schicksal sie heute Tausende zu rühren vermochte. Und wie Sappho, so hatte auch sie einst geliebt. Einen schlichten, bescheidenen Jüngling, einen Knaben in Bezug auf seine höhere Erkenntniß. Er wußte nichts von jener hohen künstlerischen Begeisterung, mit welcher sie sich herausgerissen hatte aus einer zwar engen, aber doch gesicherten bürgerlichen Existenz. Er sah in ihr nur das Weib und nahm ihre Liebe hin wie eine Naturgabe. Kaum, daß sich ihm ein äußerer Anlaß bot, so hatte er auch schon auf sie verzichten können. Wer weiß, ob er nicht längst, längst Vergessen gefunden hatte in den Armen irgend eines unbedeutenden schönen, jungen Geschöpfes. Sie aber, sie blieb einsam, und all' ihre Hoheit, all' ihre Größe konnte sie nicht darüber trösten.

Wie Sappho würde sie sich hinabstürzen in eine unbekante, in eine nicht begehrte, andere Welt. —

Wieder und wieder mußte der Vorhang aufgehen. In den Hoflogen waren die Herrschaften, der König an der Spitze, aufgestanden und gaben immer von Neuem das Zeichen zum Applaus, und noch immer wollten die Kranz- und Blumen Spenden kein Ende nehmen. Als sie jetzt, zum so und so vielen Male, erschien und bis an die Rampe vorschritt, stand sie im Augenblick umgeben von duftigen Angebinden — sie konnte kaum zurück. Und jetzt, da sich der Blumenregen erschöpft zu haben schien, und Irene, dem tosenden Sturm im Hause nachgebend, einige Worte sprechen will, da fällt noch ein verhältnißmäßig kleiner Strauß vereinzelt zu ihren Füßen — lauter Narzissen. Sie hebt ihn auf, sieht ihn an, stößt einen leichten Schrei aus, versucht zu sprechen: aber sie taumelt wie von einem Schwindel befallen zurück. Der in der Kulisse stehende Regisseur stürzt hervor und fängt, indeß der Vorhang niederbrauscht, die Sinkende in seinen Armen auf.

Einen Augenblick tritt unten tiefe Stille ein, jener starre Schrecken, der sich lähmend auf die Menschen legt, wenn sie das Unerwartete jählings überkommt — aber nur ein Augenblick. Dann bricht ein neuer Beifallssturm los. Man klatscht, ruft, trampelt, tobt, bis endlich der Regisseur erscheint und die von einem leichten Unwohlsein befallene Künstlerin, deren Dank zu übermitteln er den ehrenvollen Auftrag habe, zu entschuldigen bittet.

Das Publikum ist ein wenig enttäuscht. Entweder ein wirkliches Unglück mußte geschehen sein, oder sie hätte doch noch kommen müssen! Aber nur ein leichtes Unwohlsein — bah! man bricht auf und gurgelnd verläßt sich der Strom.

Irene hatte sich wieder erholt. Der Theaterarzt verordnete, daß man sie ein Viertelstündchen in ihrer Garderobe ungestört lasse. Inzwischen arrangirte man draußen auf der halberleuchteten Scene noch eine intime Abschiedsfeier, der dann ein Bankett in dem vornehmsten Gasthose der Stadt folgen sollte.

Nur den Grafen hatte man zu ihr gelassen; Niemand wunderte sich darüber, daß er dies verlangte, denn man betrachtete ihn stillschweigend als ihren Bräutigam. Heute Abend besonders gab er sich sicherer und selbstbewußter als je. Er hatte sie aus den Armen des Regisseurs gehoben und in ihr Zimmer geleitet; er war es auch, der die erforderlichen Anordnungen traf und den Wartenden sagte, daß Fräulein Astor bald erscheinen werde.

Während nun in dem schmalen Gange, den Irene passiren mußte, Alles auf sie harrte, kam auf einmal ein fremder Herr angehaftet. Er mußte sich den sonst verbotenen Zugang zum Bühnenhause erzwingen haben.

„Ich muß Fräulein Astor sprechen,“ rief er in die Menge hinein, „wer kann mich melden?“

Und während ihm die Wartenden willig Platz machen, trat ihm der Graf entgegen. Es entspann sich eine kleine, aber lebhaft sich zuspitzende Scene.

„Es thut mir leid, mein Herr,“ sagte der Graf mit höflicher Bestimmtheit, „aber Fräulein Astor ist jetzt nicht zu sprechen.“

„Für mich wird sie zu sprechen sein,“ erklärte der Fremde.

Der Graf maß ihn von unten bis oben. „Woher wissen Sie das?“ fragte er, nun schon sehr gereizten Tones.

„Ich weiß es genau!“

Noch einmal musterte der Graf mißtrauisch den Mann, der sich da kühn eindringen wollte. „Sie sind doch nicht etwa der Mann mit dem Narzissenstrauß?“

„Ja, der bin ich,“ antwortete Jener, „und eben deshalb . . .“

„Ich weiß nicht, was Sie überhaupt wollen,“ meinte nun der Graf mit grenzenloser Geringschätzung. „Fräulein Astor sagte schon immer, daß Narzissen sie ‚nervös‘ machen. Sie — Sie sind es also, der ihren leichten Ohnmachtsanfall verschuldet!“

Das Gesicht das Fremden verklärte sich, als habe er eine Himmelsbotschaft vernommen. „O, ich sah es wohl,“ rief er glücklich, „und ich muß zu ihr!“

Und er machte Miene, die Garderobe zu stürmen.

„Herr, was unterstehen Sie sich,“ fuhr ihn Graf Riethberg wüthend an.

„Und mit welchem Rechte,“ gab der Fremde zurück, „verweigern Sie mir den Eintritt?“

„Ich bin der Bräutigam des Fräuleins Astor!“

„Das ist nicht wahr — das lügen Sie!“ rief der Andere in die Bewegung hinein, die durch diese offizielle Kundmachung hervorgerufen ward.

„Unverschämter!“ schrie der Graf außer sich und trat drohend auf den Fremden zu. „Wissen Sie, wer ich bin?“

Jetzt bemeisterte sich Jener; er richtete sich hoch auf, griff in die Tasche und reichte dem Grafen seine Karte.

„Darf ich bitten!“ sagte er, bleich bis an die Lippen, aber nun schon ganz Herr seiner selbst.

„Graf Ewald v. Riethberg,“ erwiderte sein Gegner und warf einen Blick auf die Karte. „Heinrich Bergmann, Fabrikbesitzer,“ las er. Und er machte dem „Manne mit dem Narzissenstrauß“ eine leichte Verbeugung: „Sie werden von mir hören, mein Herr Bergmann!“

Ganz zerschmettert war Heinrich in seinem Gasthose angelangt. Auf die Frage, ob er zu speisen wünsche, hatte er mit Nein geantwortet. Hunger und Durst waren ihm vergangen. Nun saß er beim Scheine der flackernden Kerzen in seinem Zimmer.

Angeregt durch die zwei geheimnißvollen Papierschnitzel empfand er nur noch den einzigen Wunsch, sie noch einmal zu sehen, seine erste und letzte Liebe!

O, es lagen Abgründe zwischen ihnen. Freiwillig hatte er damals entlagt, der kleinen Charlotte zu Liebe. Er durfte seiner Reigung nicht nachgeben, so lange sie nicht versorgt war. Und in seiner männlich offenen Weise war er eines Tages vor die Heißgeliebte hingetreten und hatte ihr gesagt, was er für seine Pflicht hielt. Dann war er abgereist, stark, aber mit blutendem Herzen. In Arbeit und Plage, die freilich von vollstem Erfolg gekrönt, hatte er vergessen gelernt. Nur, als er neulich eine Zeitungsnotiz las, die ihren Abschied von der Bühne ankündigte, da flammte die alte Leidenschaft noch einmal auf. Und da war er mit seinem Narzissenstrauß gekommen. Melancholisch, wie in Trauer über verlorenes Glück, saß er in seiner Logencke, ohne den Gedanken, sich ihr zu nähern. Ja, er hatte bis gegen den Schluß der Vorstellung gezwweifelt, ob er ihr den kleinen Strauß zuwerfen sollte. Aber nicht nur ihr Spiel hatte ihn mächtig hingerissen, auch durch ihre im Laufe des Abends sich sozusagen immer mehr verjüngende Erscheinung waren alle jene schönen Träume seiner Jugend neu in ihm heraufbeschworen worden. Er sah sie wieder, wie er sie damals gesehen, umflossen von jener hoheitsvollen Anmuth, die ihr auch in dem bescheidensten Gewande eigen gewesen war. Auch jetzt noch sollte sein armseliges Narzissensträußlein kaum etwas mehr sein, als eine der ihm unvergleichlich erscheinenden Künstlerin gewidmete Huldbildung.

Nun aber sah er — es war gar nicht zu verkennen! — welche aufrüttelnden Eindruck gerade diese unscheinbare Spende auf Irene machte.

Wie ein Blitzstrahl überkam ihn die Vorstellung: Sie hat Dich nicht vergessen — sie liebt Dich noch, wie einst. Und eine maßlose Erregung hatte sich seiner bemächtigt. Willenlos, einem gewaltigen, magischen Zuge folgend, war er auf die Bühne gestürzt.

Und nun diese furchtbare Enttäuschung. Verlobt! Es war nicht zu fassen, nicht auszudenken. Welch' ein Thor war er gewesen, sich einen zufälligen Stimmungsausbruch, eine Erregung, welcher die Künstlerin gerade an solchem Abend so leicht erliegen konnte, in seiner Weise zu deuten! Nicht an ihn dachte sie — o nein, der Aufruhr in ihrer Seele galt der nun abgeschlossenen, noch im letzten Augenblick berauschenden Künstlerlaufbahn. Nun diese hinter ihr lag, nun fiel es ihr nicht ein, der naiven Jugendliebe sich zu erinnern — Frau Gräfin wollte sie werden!

Was also hatte er hier zu thun? Am besten war es, gleich abzureisen. Aber da fiel ihm ein, daß er eigentlich schon gefordert sei — daß die formelle Einladung, sich mit dem Grafen zu schlagen, unfehlbar morgen erfolgen würde. Er mußte bleiben — man würde sonst ihr von seiner feigen Flucht erzählen. —

In der That erschienen des Grafen Zeugen am nächsten Morgen bei ihm; alle Förmlichkeiten wurden festgesetzt. Er, ein Mann Ausganges der Dreißiger, stand vor dem ersten Duell seines Lebens! Nun hatte er noch einmal etwas von Irene — er durfte sich ihretwegen schlagen!

Wieder war er mit sich allein — mit sich und dem Sturm seiner Gedanken. Sie erfuhr vielleicht gar nichts von dem Begebniß — der Graf würde ihr den ganzen Vorfall wohl aus mancherlei Gründen verschweigen. Und er setzte sein Leben auf's Spiel! Einen Augenblick dachte er an Flucht, aber er war Reserveoffizier, er mußte Stand halten.

Der Morgen des Kampfes war gekommen, ein leuchtender Frühlingsmorgen. Heinrich wußte heute schon, daß der Graf ein geübter Schütze sei, während er selbst seit Jahr und Tag keine Waffe in den Händen gehabt hatte. Und doch war die verzweifelte Stimmung, die sich seiner bemächtigt hatte, keineswegs Furcht. Nein, eine tiefe, eine unsagbare Bitterkeit erfüllte ihn. Was lag schließlich an seinem Leben? Was konnte es ihm noch bringen, als Arbeit und Plage? Das Glück war für ihn verloren. Also — mochte es d'rum sein. —

Heinrich hatte nur einen einzigen Bekannten in Dresden, und gerade an diesen, einen Journalisten, mochte er sich nicht wenden. So hatte er mit Dank das Anerbieten des Theaterarztes angenommen, ihm als Zeuge zu dienen. Einen zweiten Zeugen hatte dieser überaus lebenswürdige, theilnahmevolle Herr auf eigene Hand beschafft.

Das sei nicht das erste Duell, zu welchem die Astor den Anlaß gegeben, meinte der Arzt tröstend; übrigens sei der Graf durch und durch Kavaliere — an einem glimpflichen Verlauf sei gar nicht zu zweifeln.

Heinrich lächelte bitter. Möchte der Herr Graf ihn todtschießen! So würde Irene ganz sicher davon erfahren. Er selbst hatte es gestern und heute früh mit Probefchießen versucht, aber seine Hand erwies sich als unsicher, sein Blick ungeübt. So würde er, um nicht einen plumpen Fehlschuß zu thun, lieber in die Luft schießen. Und dann mochte kommen, was wollte. —

Der Graf lächelte überlegen, als sich das kleine Pulvervölkchen nach Heinrich's absichtlich in's Blaue gerichteten Schuß verzogen hatte; und er brachte dem aufrecht dastehenden Gegner mit größter Vorsicht eine leichte Streifwunde am Arm bei.

Die Sekundanten erklärten, der Ehre sei genug geschehen, und die beiden Schützen reichten sich zur Versöhnung die Hand.

„Nun aber sagen Sie, mein lieber Herr Bergmann,“ meinte jetzt der Graf, „was wollten Sie denn eigentlich von Fräulein Astor?“

„Ich war ein Thor, Herr Graf,“ erwiderte Heinrich resignirt. „Ich ziehe mich in das Dunkel zurück, aus dem ich aufgetaucht bin, und wünsche Ihnen alles Glück.“

Damit war Heinrich in den harrenden Wagen gestiegen.

„Ein sonderbarer Schwärmer,“ lachte der Graf vor sich hin, „ich muß Irene doch noch von dem wunderlichen Rauz erzählen!“

(Fortsetzung folgt.)

Erbprinz Boris von Bulgarien.

(Mit Porträt auf Seite 113.)

Am 14. Februar hat in der Kathedrale zu Sofia der feierliche Uebertritt des kleinen Erbprinzen Boris von Bulgarien zur orthodoxen Landeskirche stattgefunden. Wir bringen auf S. 113 das Porträt des Kindes, das, ohne etwas davon zu ahnen, schon so viel von sich reden gemacht hat. Der kleine Prinz ist am 18. Januar 1894 im Schlosse zu Sofia geboren als ältester Sohn des Fürsten Ferdinand I. und seiner Gemahlin Marie Luise von Bourbon, einer geborenen Prinzessin von Parma. Prinz Boris führt den Titel eines Prinzen von Tirnowa und Herzogs zu Sachsen; er ist Chef des 4. bulgarischen Infanterieregiments von Kiewna, des 4. Kavallerie- und des 3. Artillerieregiments. Sein jüngeres Brüderchen, Prinz Kyrill, ist am 5. November 1895 geboren.

Die Roentgen'schen Strahlen.

(Mit Bild.)

Noch immer wird von neuen Versuchen mit den Roentgen'schen Strahlen und von Verbesserungen des Verfahrens dabei berichtet, und es läßt sich noch gar nicht übersehen, was Wissenschaft und Technik Alles dieser wichtigen Entdeckung zu danken haben werden. Wir bringen nebenstehend die Photographie — oder richtiger eigentlich: das Transparenzbild eines Frosches, welches nach dem Roentgen'schen Verfahren aufgenommen wurde. Wir sehen daran, daß die Haut und das Fleisch für die neuen Strahlen fast wie Glas für Lichtstrahlen durchlässig sind, während die Knochen des im Inneren befindlichen Skeletts ein äußerst deutliches und scharfes Schattenbild werfen; das Gleiche thun namentlich alle Metalle. Die neuen Strahlen haben bekanntlich eben die Eigenschaft, daß sie zwar durch die meisten Körper mehr oder weniger leicht hindurchgehen, gleichviel ob diese für gewöhnliche Lichtstrahlen durchlässig sind oder nicht, daß sie aber durch Metall fast gänzlich aufgehalten werden. So wirft beispielsweise ein etwa tausend Seiten dickes Buch einen nur halbdunkeln Schatten (wie eine matte Glasscheibe), während eine nur zwei Millimeter dicke Bleiplatte die Strahlen gänzlich hemmt.

Schloß Fürstenau im Odenwald.

(Mit Bild auf Seite 120.)

Im Odenwald liegt unweit des alten Ortes Michelstadt (Station der Odenwaldbahn Darmstadt-Erbach) Schloß Fürstenau, die stattliche Residenz der ehemals reichsunmittelbaren Grafen von Erbach-Fürstenau, friedlich zwischen Garten- und Parkanlagen. Der Name des Schlosses, von dem wir auf S. 120 eine Ansicht bringen, kommt schon 1317 in den Chroniken vor; in welche Zeit aber die Gründung fällt, ist geschichtlich nicht nachzuweisen. Auf den vier Ecken flankiren starke Rundtürme das Schloß, und um das Ganze ziehen sich tiefe Wallgräben. Besonders bemerkenswerth ist der riesige, drei Stockwerke hohe Thorbogen, den man wohl nicht mit Un-

recht das „größte Hausthor des Deutschen Reiches“ genannt hat. Ausgeführt wurde er im Jahre 1538 von dem Grafen Georg II. von Erbach.

Mein sonderbarer Prozeß.

Aus den Erlebnissen eines Rechtsanwalts.

Von Eugen Schmitt.

1. (Nachdruck verboten.)

Ich hatte als junger Rechtsanwalt mein Bureau soeben eröffnet. Ueber viel Zulauf hatte ich nicht zu klagen, aber eines Tages kam in mein Sprechzimmer eine schlanke junge Dame, auf deren Antlitz deutliche Spuren von Abgespanntheit, Angst und Leiden ausgeprägt waren. Sie stellte sich mir als ein Fräulein Dombrowski vor und erzählte mir, nur mühsam ihre Thränen unterdrückend, Folgendes:

von böshafter Feinden umgeben und duldet nicht, daß ich mit irgend Jemand Umgang pflege. Nur einmal monatlich darf ich nach der Stadt fahren, um Einkäufe zu machen, und ich muß auch dabei mich stets beeilen und jede Minute ausnutzen, um nicht zu spät nach Hause zu kommen. Mein Vater ist so verbittert, so eigenthümlich und unberechenbar, kommt zuweilen auf so seltsame Einfälle und Gedanken, die er dann mit Hartnäckigkeit eine Zeitlang festhält, daß ich manchmal mit Zittern und Zagen daran gedacht habe, sein Verstand könne gelitten haben. Ich habe stets alles Merglicherliche von ihm fern zu halten gesucht, und bisher ist auch Alles gut gegangen. Nun soll aber, wie Ihnen bekannt sein wird, hier eine neue Bahnlinie gebaut werden, und vor vierzehn Tagen sind Ingenieure

bei uns erschienen, um die Linie, die über das Gut führt, abzustechen. Mein Vater hat ihnen indeß das Betreten seines Gutes verboten und erklärt, daß unter keinen Umständen Jemand das Recht habe, sich ohne seine Erlaubniß auf seinem Grund und Boden zu bewegen. Die Beamten haben sich an den Landrath gemeldet, und dieser hat meinen Vater darauf aufmerksam gemacht, daß das Befehl den Ingenieuren der Bahn ausdrücklich gestatte, jedes Gebiet nach vorheriger Anmeldung zu betreten, um dort Vermessungen vorzunehmen. Mein Vater ist darauf in einen höchst gereizten Briefwechsel mit dem Landrath gekommen, und das Endergebniß ist, daß heute früh ein Brief ankam, wonach morgen aus Befehl des Landrathes sechs Gendarmen auf dem Gute eintreffen, welche den Ingenieuren nöthigenfalls mit Gewalt Zutritt zu dem Gute und dem Gutshofe verschaffen sollen.

Mein Vater ist durch diese Nachricht so aufgebracht, daß er von unserem alten Diener Franz seine Jagdgewehre hat laden lassen und geschworen hat, Jeden, der morgen Früh gegen seinen Willen den Hof betritt, vom Fenster aus niederzuschießen. Ich weiß, daß mein Vater auch ausführt, was er sich einmal in den Kopf gesetzt hat, und sehe das furchtbare Unglück voraus. Ich habe dem Vater zureden gesucht, aber er hatte selbst mich bedroht, er hat sich geweigert, sich vom Fenster fortbringen zu lassen, will vielmehr dort den morgigen Tag erwarten. Ich bin der Verzweiflung nahe — rathlos, hilflos. Ich habe zufällig Ihren Namen vor einigen

Tagen in der Zeitung gelesen, und es fiel mir heute, als ich in die Stadt fuhr, ein, mich Ihnen anzuvertrauen. Helfen Sie mir, verhindern Sie ein großes Unglück!

Die junge Dame hatte meine Theilnahme in höchstem Grade erregt, und als sie jetzt ihre flehenden Blicke auf mich richtete, die Hände faltete und nochmals sagte: „Helfen Sie mir, ich beschwöre Sie!“ wäre ich am liebsten aufgesprungen und hätte geantwortet: „Verfügen Sie über mich! Ich werde Alles daran setzen, Ihnen zu helfen.“

Allein gleichzeitig überkam mich das Gefühl meiner vollständigen Ohnmacht. Was sollte, was konnte ich thun? Und doch mußte irgend etwas geschehen. Diese thränenenerfüllten, braunen Augen, die immer noch bittend auf mich ae-



Photographie eines Frosches, nach dem Roentgen'schen Verfahren aufgenommen.

„Ich bin die Tochter des Gutsbesizers Dombrowski, der eine Meile von hier entfernt auf dem Gute Adlershof wohnt. Ich habe meine Mutter vor ungefähr fünf Jahren verloren, zwei Jahre später traf unsere Familie abermals ein schweres Unglück. Mein Bruder, ein junger, lebenslustiger Offizier, hatte sich in eine Dame vom Theater verliebt und gedachte dieselbe zu heirathen, mein Vater verweigerte ihm die Erlaubniß, und mein Bruder erschof sich. Der furchtbare Schreck wirkte derartig auf meinen Vater, daß er von einem Schlaganfall getroffen wurde und seit dieser Zeit gelähmt im Rollstuhl sitzt. Drei Jahre lang bin ich seine Pflegerin gewesen und nicht aus dem Hause gekommen; mein Vater ist ein vollkommener Hypochonder geworden, haßt die Menschen, glaubt sich überall

Humoristisches.

Eine komische Geschichte.



richtet waren, spornten mich zur äußersten Anstrengung meines Geistes an.

„Haben Sie,“ fragte ich, „sich irgend eine Möglichkeit gedacht, durch die eine Katastrophe verhindert werden könnte?“

„Nein,“ sagte Margarethe Dombrowski, „ich habe mir eben bis jetzt keine Lösung denken können. Ich habe zuerst daran gedacht, einen Arzt zu Rathe zu ziehen und vielleicht den geistigen Zustand meines Vaters untersuchen zu lassen. Aber denken Sie sich, was daraus wohl hätte entstehen können. In seinem gegenwärtigen überreizten Zustande ist mein Vater zu Allem fähig. Auch würde er mir einen solchen Schritt niemals verzeihen, er würde vielleicht den Tod davon haben, denn er würde glauben, daß auch ich ihn verrathen und verlassen wolle.“

„Gibt es kein Mittel, zu Ihrem Herrn Vater zu gelangen?“ fragte ich.

„Seit Jahren,“ versetzte Margarethe, „hat er Niemand vorgelassen, außer vor etwa vierzehn Tagen einen Herrn, der das Gut kaufen wollte.“

„Beabsichtigt Ihr Herr Vater das Gut zu verkaufen?“

„Zunächst, er will nach der Stadt ziehen, weil er sich selbst um die Bewirthschaftung des Gutes infolge seines Zustandes nicht mehr kümmern kann, und ohne seine Aufsicht die Wirthschaft beständig zurückgeht.“

„Dann haben wir die Sache,“ sagte ich freudig. „Ich komme heute Nachmittag hinaus, um mich Ihrem Herrn Vater als Käufer für das Gut vorzustellen. Diese harmlose Täuschung wird wohl gestattet sein. Verlassen Sie sich auf mich, daß ich Alles thun werde, was ein Mensch vermag, um Unheil zu verhüten.“

Die junge Dame dankte mir mit warmen Worten, und über ihr bleiches Gesicht flog eine freudige Röthe. Dann reichte sie mir die Hand und verließ das Zimmer.

2.

In einem Rollstuhl saß am Fenster der Gutsherr Dombrowski. Neben ihm lagen auf einem Tischchen zwei geladene Doppelflinten und ein Revolver. Ich war durch eine Hinterthüre eingelassen worden, hatte mich dann anmelden lassen, war aber zuerst von ihm nicht empfangen worden; anscheinend mußte erst Margarethe die Vermittlerin spielen, und endlich wurde ich vorgelassen.

Dombrowski war frühzeitig gealtert; er hatte jenen eigenthümlich verbissenen und leidenden Zug im Gesicht, den man als den charakteristisch hypochondrischen bezeichnen kann. Solche Leute sind für gewöhnlich geistig ganz klar, bekommen aber von Zeit zu Zeit Anfälle von fixen Ideen, währenddem ihr Benehmen ganz das von Verrückten ist. Offenbar hatten wir da einen solchen Anfall vor uns. Ich beschloß darnach zu handeln und vor Allem nicht zu widersprechen, denn das ist bei solchen Kranken das Gefährlichste.

Ich stellte mich als Rechtsanwalt vor und sagte, daß ich im Auftrage eines Klienten käme, der seinen Namen vorläufig noch nicht nennen wolle und beabsichtige, das Gut zu kaufen. Dombrowski war darauf so freundlich, mir zu erklären, daß er sich eigentlich mit Advokaten nicht gern einlasse, immerhin aber wolle er mit mir verhandeln, denn das Gut sei ihm so verleidet, daß er herzlich froh wäre, wenn er es los werden könnte. Er schien sich dabei mehr und mehr aufzuregen und sagte schließlich:

„Sie finden mich hier gewissermaßen im Belagerungszustande. Vielleicht kommt es morgen zu einem Kampfe, aber ich wälze alle Verantwortung auf diejenigen, die mich so weit gebracht haben. Sehen Sie diese Gewehre; sie liegen bereit, um morgen Früh Jeden über den Haufen zu schießen, der gegen meinen Willen auf den Hof kommt. Es haben nämlich einige

freche Patrone von Ingenieuren die Dreistigkeit gehabt, meinen Grund und Boden zu betreten, weil sie eine neue Bahn bauen wollen. Ich habe ihnen das verboten, und nun wollen sie mit Hilfe der Gendarmen sich den Zutritt auf mein Gehöft erzwingen. Aber hier diese Doppelflinten sind geladen und der Revolver auch. Ich vertheidige mein Hausrecht!“

Der alte Mann machte jetzt ganz den Eindruck eines Verrückten. Ich mußte auf seine Wahnvorstellungen eingehen, überlegte einen Augenblick und sagte dann: „Sie verzeihen mir eine Bemerkung. Ich würde an Ihrer Stelle mich doch durch irgend etwas zu decken suchen. Wenn Sie hier am Fenster sitzend feuern, sind Sie ja schutzlos dem Feuer der Gegner ausgesetzt; könnten Sie nicht vielleicht eine kleine Brustwehr aus Sandsäcken erbauen?“

Erst sah mich Dombrowski einen Augenblick erstaunt an, dann sagte er: „Sie haben ganz recht, darauf bin ich noch nicht gekommen.“ Dann klingelte er heftig und rief dem eintretenden Diener zu: „Es sollen draußen sofort kleine Säcke gemacht und mit Sand gefüllt werden, es soll Alles an die Arbeit!“

Der Diener machte ein verblüfftes Gesicht, ging aber schweigend hinaus. Jedenfalls war er an solche Absonderlichkeiten seines Herrn gewöhnt. Dombrowski schien sich indessen für meinen Vorschlag mehr und mehr zu erwärmen. Er bot mir einen Stuhl an, was er bisher noch nicht gethan hatte, und sagte: „Ich freue mich, daß Sie mich auf diesen Gedanken gebracht haben. Man wäre ja ein Narr, wollte man sich schutzlos dem Feuer der Gegner preisgeben. O, die Kerle werden schießen, ich kann es mir denken! Sie sind Soldat gewesen, Herr Rechtsanwalt?“

„Gewiß, ich war Einjährig-Freiwilliger,“ entgegnete ich.

„Ja, ja,“ erklärte Dombrowski; „man merkt es. Wahrhaftig, ich bin Ihnen verbunden für Ihren sachgemäßen Rath.“

„Wenn nun aber,“ bemerkte ich, „die Gendarmen nicht hier vorn herum kommen, wenn sie durch das andere Thor des Gehöftes eindringen, dann können Sie doch nichts thun.“

„Auch für diesen Fall ist gesorgt,“ sagte Dombrowski. „Ich gebe morgen Früh meinen Knechten Jagdgewehre, Pistolen und Munition, und die Leute werden jeden Angriff zurückweisen.“

„Haben Sie sich auch verproviantirt?“ fragte ich, als wäre ich der Ansicht, die Absichten des alten Herrn seien die vernünftigsten von der Welt.

„Verproviantirt?“ fragte Dombrowski erstaunt. „Wozu das?“

„Nun, es ist doch klar, daß, wenn der Angriff der Gendarmen abgeschlossen ist, Militär aufgeboden wird. Und um alles unnütze Blutvergießen zu vermeiden, wird man Sie wahrscheinlich vollständig einschließen und belagern; man wird Niemand gestatten, auf das Gehöft zu kommen oder das Gehöft zu verlassen. Man wird Sie auszuhungern versuchen.“

Dombrowski schien bestürzt. „Daran habe ich allerdings nicht gedacht,“ meinte er, „Sie bringen mich da auf etwas ganz Neues! Ich habe mich in der That nur immer damit beschäftigt, morgen Widerstand zu leisten. O, man wird alt, Gram und Kummer haben mich gebeugt!“

„Ich glaube,“ fuhr ich fort, „es ist nothwendig, daran zu denken, was schließlich aus der Sache werden soll. Sie müssen ja der Uebermacht doch erliegen.“

„Das ist mir ganz klar,“ versetzte Dombrowski, „das brauchen Sie mir nicht erst zu sagen! Aber wenn ich zehnmal unterliege, dann bin ich doch im Recht gewesen, und ich will nur mein Recht haben.“

„Wenn Sie nun aber Ihr Recht wahren könnten ohne sich selbst zu schädigen; wenn Sie Alles vermeiden könnten, was Ihnen Unan-

nehmlichkeiten bringt, und es doch erreichen, daß Ihre Gegner gedemüthigt werden, das wäre doch noch ein viel größerer Erfolg.“

„Selbstverständlich, das wäre ein größerer Erfolg; aber um das möglich zu machen, dazu müßte Einer schon ein Zauberer sein!“

„Ich halte mich nicht dafür, aber ich wüßte wohl ein Mittel.“

Dombrowski sah mich einen Augenblick mißtrauisch und lauend an und sagte nach kurzem Auflachen: „Ich kann es mir schon denken, Sie wollen einen Prozeß für mich führen, nicht wahr? Und dazu brauchen Sie einen Kostenvorschuß, nicht?“

Diese Frage war eigentlich recht verlegend für mich, aber ich dachte an ein Paar braune Augen, ich dachte daran, daß ich Margarethe das Versprechen gegeben hatte, ihr zu helfen, und sagte: „Herr Dombrowski, Sie müssen allerdings ziemlich üble Erfahrungen mit Rechtsanwältinnen gemacht haben! Ich wollte Ihnen meinerseits nur bemerken, daß ich nie Kostenvorschüsse annehme, sondern große Prozesse stets in der Weise führe, daß ich die Auslagen mache, und daß erst am Schluß des Prozesses abgerechnet wird. Ich würde mich Ihnen gegenüber sogar verpflichten, die Kosten des Prozesses selbst zu tragen, wenn Sie denselben verlieren sollten. Dies ist aber kaum möglich, denn eine Entscheidung des höchsten Gerichtshofes hat neuerdings erst in einem ähnlichen Falle zu Gunsten des Klägers entschieden.“

„Ah, wirklich!“

„Wie ich Ihnen sage, es wurde auf Wiederherstellung des früheren Zustandes erkannt. Ich würde an Ihrer Stelle die Leute ruhig gewähren lassen. Mögen sie, wenn es sein muß, die Eisenbahn bauen, wir führen unterdeß den Prozeß auf die Wiederherstellung des alten Zustandes. Wenn es auch ein bis zwei Jahre dauert, so dringen wir doch durch. Es muß zu Ihren Gunsten entschieden und Ihnen nicht nur aller Schaden ersetzt werden, der Ihnen verursacht wurde, sondern Sie können auch die Beseitigung der Eisenbahn verlangen. In Ihrer Gegenwart muß Alles, was gebaut worden ist, niedrigerissen und beseitigt werden, es müssen dabei die Behörden zugegen sein, die den Bau angeordnet und unterstützt haben, also hier der Landrath. Denken Sie sich die Demüthigung für diesen, denken Sie sich den Triumph für Sie!“

Ich hatte diese Fabel mit solcher Zuversicht vorgetragen, daß der hypochondrische Gutsherr in der That getäuscht wurde.

„Ist das wirklich vorgekommen?“ fragte er.

„Ich kann Ihnen,“ erzählte ich weiter, „zum Beweise die Akten kommen lassen, die den vorhin erwähnten Fall betreffen. Derselbe lag fast genau wie der Ihrige, eher noch ungünstiger für den Kläger. Sie müssen mich nicht mißverstehen; wenn ich als Rechtsanwalt zu diesem Prozesse rathe, so leiten mich dabei keine materiellen Motive; aber er würde mir einen Namen verschaffen, und Sie wissen, ein Name ist für einen Rechtsanwalt noch mehr werth als bares Geld.“

„Das leuchtet mir ein,“ erklärte Dombrowski.

„Aber wie wollen Sie mein Recht begründen?“

„Falls Ihnen daran liegt, will ich die Klageerhebung hier sofort niederschreiben,“ erwiderte ich, „wenn Sie mir nur ein Zimmer anweisen wollen, wo ich eine Stunde ungestört sein kann.“

Dombrowski schien noch zu überlegen. Endlich sagte er: „Man könnte die Sache ja versuchen. Ich werde Ihnen ein Zimmer anweisen lassen, vielleicht setzen Sie mir die Hauptpunkte auf und geben sie mir einmal zur Durchsicht.“

„Mit größtem Vergnügen!“

Dombrowski klingelte und befahl dem eintretenden Diener, mir ein Zimmer und Schreibzeug zur Verfügung zu stellen. Ich frohlockte

innerlich; für mich galt es ja hauptsächlich, Zeit zu gewinnen und den alten Mann von verzweifelten Schritten, vor Allem von jedem Widerstand gegen die Staatsgewalt zurückzuhalten.

Ich setzte mich hin und begann zu schreiben mit einem Eifer, daß ich selbst darüber erstaunte. So viel Menschenkenntniß hatte ich mir während meiner Praxis schon erworben, daß ich genau wußte, nichts imponire einem Laien mehr, als möglichst fremdartige juristische Kunstausdrücke. Ich rückte die Rechte Dombrowski's in das beste Licht, schilderte die Rechtsverletzung, die er angeblich zu erleiden hatte, so schwarz als möglich, spickte das Ganze reichlich mit lateinischen Kunstausdrücken und stellte endlich den Antrag auf Wiederherstellung des früheren Zustandes, auf „restitutio in integrum“. Ich hatte ungefähr drei Viertelstunden geschrieben und zwei ganze Bogen mit einem Nachwerk gefüllt, auf das hin mich jeder Jurist, der die Verhältnisse nicht kannte, reis für's Frennhaus erklärt hätte. Ich ließ Dombrowski melden, daß ich fertig sei, und trat mit aller Sicherheit bei ihm ein.

„Lesen Sie das hier durch, Herr Dombrowski,“ rief ich, „und Sie werden sich überzeugen, wie günstig die Sache steht, und daß sie absolut nicht fehlschlagen kann.“

Dombrowski nahm das Schreibstück, winkte mir, mich niederzusetzen, und begann eifrig zu lesen. Ich beobachtete ihn genau, schöpfte Muth, wenn er lächelte oder mit dem Kopfe nickte, und fühlte wieder alle meine Hoffnung niedergeschlagen, wenn er die Stirn in Falten zog oder mit der Hand abwehrende Bewegungen machte. Ich hatte auch das Gefühl, daß er vielleicht meinen Betrug durchschauen und ohne Weiteres nach den geladenen Gewehren greifen könne, die neben ihm lagen. Doch meine Befürchtungen erfüllten sich nicht.

Nachdem Dombrowski aufmerksam zu Ende gelesen hatte, ließ er sich von mir noch einige ihm unklare Worte erklären und sagte dann: „Ich muß gestehen, die Sache gefällt mir. Sie sind ein vernünftiger Mann, Sie haben mir von dem Augenblicke an gefallen, als Sie die Idee mit den Sandsäcken hatten. Dann haben Sie auch nicht Unrecht. Wenn ich morgen ein paar von den Gendarmen tobtische, kommen übermorgen mehr und schließlich ein ganzes Bataillon. Was soll ich dagegen ausrichten?“ — Er klingelte heftig und befahl dem eintretenden Diener: „Laßt das Füllen der Sandsäcke. Nimm die Gewehre weg, entlade sie und stelle sie in den Gewehrschrank! Patronen und Schießgewehre brauchst Du unter die Leute nicht auszuthemen, wir machen etwas Anderes.“

„Und wenn morgen die Gendarmen kommen?“ fragte Franz.

„Sie Dombrowski noch antworten konnte, erklärte ich: „Wenn morgen die Gendarmen kommen, so wird ihnen im Namen des Herrn Dombrowski ein schriftlicher Protest überreicht, den ich hier niederschreiben werde. Sonst geschieht nichts; im Gegentheil, vielleicht gibt Herr Dombrowski den Ingenieuren und Gendarmen noch ein kleines Frühstück. Personen und Sachen müssen auseinander gehalten werden, denn die Leute handeln nur im Auftrage, und nicht mit ihnen hat es Herr Dombrowski zu thun, sondern mit der vorgeetzten Behörde.“

„Selbstverständlich,“ stimmte Dombrowski zu, der jetzt, wie alle Leute seines Schlages, in das entgegengesetzte Extrem verfiel, „selbstverständlich! Die Leute sind meine Gäste, und was sie thun, dafür können sie nichts, sie thun es im Auftrage ihrer vorgeetzten Behörde.“

Franz machte ein so erstauntes Gesicht, daß ich fast lachen mußte, und ging hinaus. Ich setzte darauf den Protest auf, den Dombrowski durchlas, für gut befand und unterschrieb. Dieser Protest that nicht den geringsten Schaden; er wurde von den Ingenieuren einfach zu den

Akten genommen, und damit war die Sache erledigt. Dombrowski bat mich, zum Abendbrod dazubleiben, ich entschuldigte mich aber mit dringenden Berufsgeschäften.

„Mir wäre es lieb,“ sagte Dombrowski, „Sie kämen morgen wieder heraus.“

„Gut!“ erklärte ich. „Ich werde die Nacht über ausbleiben und die Klageschrift ausarbeiten; morgen bringe ich das Schriftstück dann mit und lese es Ihnen vor. Aber Sie müssen mir versprechen, jede Gewaltthat zu unterlassen, sonst verderben Sie Alles.“

Daß ich am nächsten Tage wieder nach Adlershof hinausfuhr, ist selbstverständlich. Ich erfuhr, daß die Ingenieure mit den Gendarmen am Morgen erschienen und selbst sehr erstaunt gewesen seien, als sie nicht nur keinen Widerstand fanden, sondern im Gegentheil noch zum Frühstück eingeladen wurden.

Ich überreichte mein nächtliches Werk dem Gutsherrn, und dieser erklärte, er wolle in aller Muße dasselbe durchlesen; unterdeß konnte ich mir das Gut ansehen, und zwar sollte mir seine Tochter als Führerin dienen.

Margarethe wurde gerufen und mir vorgestellt. Wir thaten, als ob wir uns im Leben zum ersten Male sähen, und unter ihrer Führung ging ich überall auf dem Gute herum, aber ich sah und hörte nur sie. Aus Allem, was sie sprach und that, wurde mir klar, daß es kaum ein edleres Herz gab, als das ihre. Die Schüchternheit, die sie mir anfangs gegenüber gezeigt hatte, verlor sich bald; sie plauderte munter, sie dankte mir noch einmal herzlich für meinen Erfolg und fragte, was ich weiter zu thun gedächte.

Diese Frage setzte mich in Verlegenheit. Was weiter gesehen solle, daran hatte ich bisher noch nicht gedacht. Es war mir ja nur daran gelegen gewesen, den Gutsherrn von unsinnigen Handlungen abzuhalten. Ich hatte ihm zugeredet, einen Prozeß zu führen, der absolut nicht zu führen war; die angebliche Entscheidung des höchsten Gerichtshofs war meine Erfindung. Was nun thun? Sollte ich Dombrowski die Wahrheit sagen? Wenn er mich dann in die schwersten Angelegenheiten brachte, so war er gewissermaßen in seinem Recht. Ich hatte ihn getäuscht, wenn auch in guter Absicht; falls jedoch meine Handlungsweise in der Deffentlichkeit bekannt wurde und nicht gleichzeitig alle Nebenumstände, so konnte man mein Verhalten ganz anders auffassen. Ich hatte zu gewärtigen, daß mein Verfahren von Seiten des Appellgerichts, dem ich als Rechtsanwalt unterstand, nicht gebilligt, und mein Ruf schwer geschädigt wurde. Gestand ich aber Dombrowski nicht die Wahrheit, so mußte ich den Prozeß oder vielmehr die Vertagung eines solchen fortführen. Wie ging das an? Dombrowski erwartete doch nach einiger Zeit die Antwort der Gegner, ich mußte ihm Mittheilung machen über Vorladungen, über Termine, die ich für ihn wahrgenommen hatte, und so weiter. That ich das nicht, so kam Alles an den Tag.

Meine einzige Hoffnung war noch, daß Dombrowski das Gut verkaufen könne; dann wurde er seinen Prozeß los, der dann ja natürlich auf den späteren Besitzer überging.

Als wir nach zweistündiger Abwesenheit zu Dombrowski zurückkehrten, war er freudig erregt. Mein Klageantrag hatte seinen ganz besondern Beifall gefunden. Er hatte sich in eine wahre Prozeßwuth hineingelesen, lobte mich über alle Maßen, zwang mich, zum Abendbrod dazubleiben, und ich blieb nur zu gern; durfte ich doch mit Margarethe zusammen sein, und jede Minute, die ich in ihrer Gesellschaft sein konnte, dünkte mich ein Gewinn.

Aber so recht heiter konnte ich doch nicht sein. Ich mußte immer an die Suppe denken,

die ich mir mit dem Prozeß Dombrowski eingetrockelt hatte, und die ich nach menschlichem Ermessen einmal ausessen mußte.

3.

Drei Tage später hatte ich einen Ausweg gefunden, und zwar durch eine Eingebung, die mir mein liebendes Herz brachte. Als ich nämlich Margarethe drei Tage nicht gesehen hatte, faßte mich eine so unbehägbare Sehnsucht nach ihr, daß alles Ankämpfen dagegen unnütz war. Um einen Vorwand zum Besuche von Adlershof zu haben, kam ich auf einen seltsamen Einfall. Ich setzte mich rasch hin und schrieb die Antwort auf meinen Klageantrag, das heißt natürlich, als wäre ich ein anderer Anwalt, derjenige der Gegenpartei. Diese Antwort, in der ich mich selbst nicht schonte, ließ ich von einem meiner Burealeute abschreiben, und am vierten Tage fand ich mich mit dem Schriftstück ganz unerwartet in Adlershof ein.

Die Ueberraschung Margarethens, als sie mich so plötzlich vor sich sah, ihr Erröthen, das Zittern ihrer Hand, als diese in der meinigen ruhte, machten mich zum glücklichsten aller Menschen. Ich wußte, daß meine Neigung erwiedert wurde.

Dombrowski war außer sich vor Erstaunen über die Schnelligkeit, mit welcher der Prozeß eingeleitet wurde. Er las die Klagebeantwortung durch und forderte mich natürlich auf, energisch darauf zu antworten.

Ich blieb wieder bis zum späten Abend auf Adlershof, und als ich nach Hause fuhr, in einem Taumel von Glück und Liebe, mußte ich doch unwillkürlich lachen über den Einfall, einen Prozeß mit mir selber zu führen. —

Vier Monate machte ich mir die riesenhafte Arbeit, meine eigenen Gründe zu bekämpfen. Wenn mich mein Herz zu gewaltig nach Adlershof hinaustrieb, fertigte ich, meist mit Zuhilfenahme der Nachstunden, ein neues Schriftstück an, in dem ich mich so schlecht als möglich machte, oder ich führte meinen angeblichen Gegner zur Freude Dombrowski's gehörig ab. Bei Dombrowski lagen schon ganze Stöße von Akten, die von meinem kolossalen Fleiß Kunde gaben. Ich hatte ihm sein Ehrenwort abgenommen, daß er sich nicht selbst in die Sache hineinmische, und er vertraute mir so vollständig, daß nicht das Geringste von ihm zu fürchten war.

Ich wollte manchmal verzweifeln, wenn ich die Nacht über aufsitzen mußte, um die fürchterlichsten juristischen Aktenstücke zusammenzuschmeiden. Margarethe aber konnte mir nicht genug dafür danken, daß ihr Vater sich in seinem Wesen und anscheinend in seinem Denken völlig geändert hatte. Seit dem Tode des Sohnes, an dem er sich die Schuld beimaß, hatte der alte Herr keine Beschäftigung gehabt, die ihn interessirt hätte, und er lebte nun seinen trüben, traurigen Gedanken. Der Prozeß, den ich angeblich für ihn führte, brachte ihm eine Beschäftigung, der er sich hingeben konnte. Ich brachte ihm juristische Bücher, die sich angeblich auf den Fall bezogen, und er studirte sie mit einem wahren Feuereifer durch. Endlich griff er auch selbst zur Feder und machte für meine Beantwortung der gegnerischen Ausführungen Notizen, die ebenfalls bald zu Aktenstücken answollen. Bekannt aber ist, daß man mit Hypochondern gewonnenes Spiel hat, sobald es gelingt, sie von ihren Grübeleien über sich selbst abzuziehen und ihre Gedanken auf etwas Objektives hinzulenken. Dombrowski wurde von Tag zu Tag ruhiger, zufriedener, gesünder.

Der fünfte Monat war vergangen. Mit Margarethe hatte ich nicht ein Wort gesprochen, das nicht ein Anderer hätte hören können, und doch wußten wir Beide genau, daß wir einander liebten.

Die Ingenieure hatten die Vermessungen auf

dem Gute vorgenommen, ohne daß sie Jemand störte, und es fand nun die Begehung der Strecke durch die Kommission von Beamten und Unternehmern statt. Hierbei stellte sich ein plötzliches Hinderniß für den ganzen Bahnbau heraus. Es war eine Schlucht mit Hilfe eines Viadukts zu überschreiten, deren Boden sich derartig mit Quellen durchsetzt zeigte, daß die Haltbarkeit des Viadukts ernstlich in Frage gestellt wurde. Die Eisenbahnlinie um die Schlucht herumzulegen, ging auch nicht an, weil die Ränder der Schlucht aus sogenanntem Geschiebe, das heißt aus beweglichem Boden bestanden, bei dem die Eisenbahn beständige Dammrutsche zu gewärtigen gehabt hätte. Ich traf am Abend des Begehungstages den Oberingenieur in höchst ärgerlicher Stimmung an. Die Linie der Bahn mußte verändert werden und einen Umweg von fast einer halben Meile machen. Das Gut Dombrowski's wurde infolge dessen von der Bahn gar nicht berührt.

Noch in der Nacht schickte ich einen Boten zu Dombrowski, um ihm mitzutheilen, daß die Gegenpartei die Klage zurückgezogen habe und auf den Bau der Bahnlinie verzichte. Nun war ich aus aller Verlegenheit und konnte das Fabrizieren von Akten endlich einstellen! Am nächsten Tage, als ich hinaus nach dem Gute kam, trat mir Margarethe entgegen und reichte mir beide Hände.

„Es ist Alles zu einem guten Ende gekommen, und das verdanke ich Ihnen. Der Vater hat die Gewaltthätigkeiten unterlassen und ist jetzt ein ganz anderer Mensch geworden, seitdem er eine regelmäßige Beschäftigung hat. Was soll aber aus ihm werden, wenn nun jetzt der Prozeß aufhört? Er sitzt drin in seinem Zimmer und zählt das Geld ab, das er als Honorar für Sie bestimmt hat. Weisen Sie die Bezahlung nicht zurück, wenn sie der Vater auch vielleicht in seiner eigenthümlichen Manier Ihnen anbietet. Es ist die letzte Bitte, die ich an Sie habe!“

„Ich nehme nur ein Honorar, Fräulein Margarethe,“ erklärte ich, „und das ist Ihre Hand, natürlich nur, wenn Sie mir dieselbe bewilligen wollen.“

Eine halbe Stunde später empfing mich Dombrowski, und zwar mit einem sehr mürrischen Gesicht.

„Wir haben den Prozeß gewonnen,“ sagte er. „Sie haben Recht behalten, und wie ich höre, ziehen die Kerle schon ihre ausgesteckten Strohwische und Meßstangen, die sie auf meinem Gut aufgepflanzt haben, ein. Sie sind ein tüchtiger Mensch, Herr Rechtsanwalt. Aber wissen Sie, leid thut es mir doch, daß der Prozeß zu Ende ist; jetzt geht die Langeweile wieder für mich los.“

„Mein werther Herr Dombrowski,“ sagte ich, „Ihnen gegenüber kann ich sprechen, wie es mir um's Herz ist. Ich muß Ihnen gestehen, auch mir thut es leid, daß der Prozeß zu Ende

ist, und zwar weil ich nun nicht mehr das Vergnügen habe, mit Ihnen zu verkehren. In Ihnen steckt ein Jurist, Herr Dombrowski, ein großer Jurist! Ich habe während des Prozesses viel von Ihnen gelernt, denn Sie haben einen so scharfen Verstand, daß mancher Jurist vor Ihnen die Segel streichen müßte. Ich möchte Ihnen daher einen Vorschlag machen: werden Sie mein Mitarbeiter! Meine Praxis wird so groß, daß ich dringend einer Hilfe bedarf; und ein Mann von so scharfem Geist wie Sie, findet beim Durchlesen von Akten manches heraus, was man als Fachmann nicht gleich entdeckt.“

Dombrowski schien von der Idee ganz begeistert.

„Sie sind sehr liebenswürdig,“ sagte er; „das will ich wohl zugeben, solch' eine Beschäftigung könnte mir sehr gefallen. Das Gut wird sich so wie so jetzt leicht verkaufen lassen, nach-

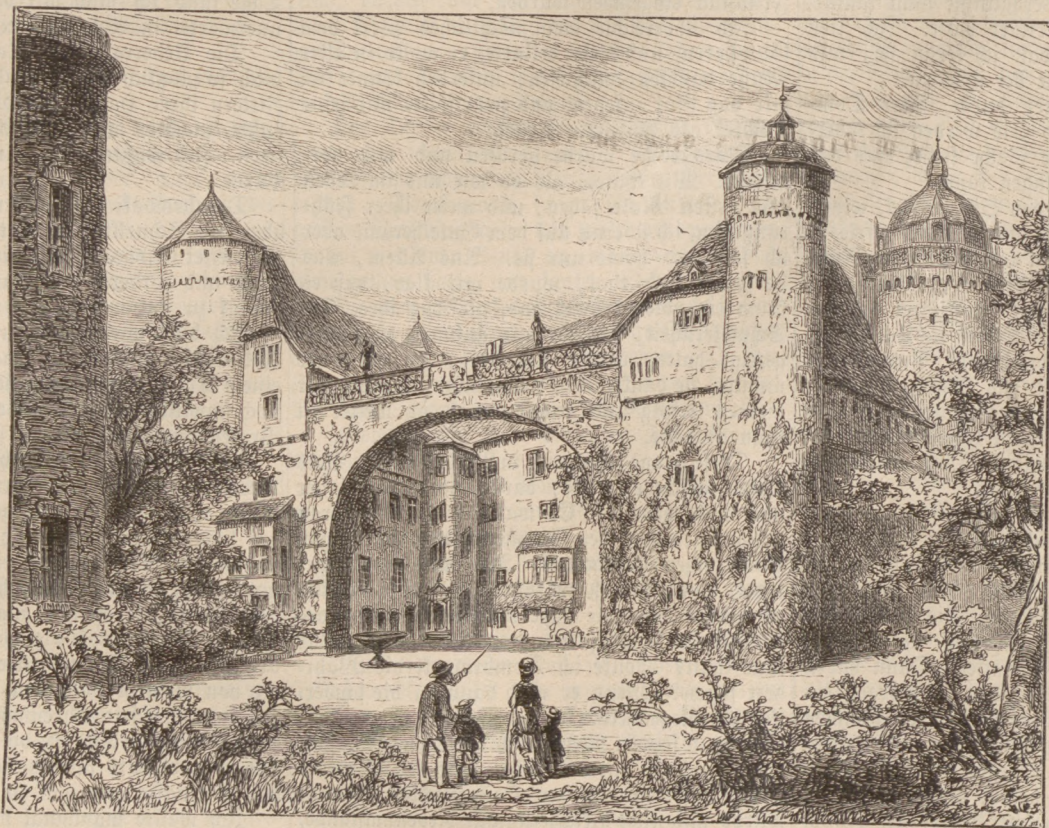
dem der Prozeß zu Ende ist. Ich werde nach der Stadt ziehen, und da hätte ich eine Beschäftigung, die mir sehr zusagen würde. Aber wird das denn nicht zu Unzuträglichkeiten führen? Die Akten, die Sie haben, sind doch Amtsgeheimniß.“

„Das ist eben die Sache,“ erklärte ich. „Aber es gibt ein Auskunftsmittel. Sehen Sie einmal, Herr Dombrowski, einem Fremden darf ich ja die Akten nicht zeigen, aber zum Beispiel meinem Schwiegervater könnte ich sie schon anvertrauen, besonders wenn dieser Schwiegervater bei mir im Hause wohnt und mein Mitarbeiter ist.“

Dombrowski sah mich einen Augenblick an, dann klingelte er und sagte dem eintretenden Franz: „Meine Tochter soll kommen!“

Daß wir zehn Minuten später eine Verlobung hatten, ist wohl eigentlich selbstverständlich.

Zum Schluß habe ich noch hinzuzufügen, daß mein Schwiegervater wirklich sein Gut verkaufte und zu uns zog, und daß er noch jahrelang trotz seiner Lähmung viel Vergnügen und eine ausreichende Beschäftigung dadurch hatte, daß er in meinem Bureau als eine Art dilettirender Jurist thätig war. Ich habe ihm sogar später, nachdem er wieder ein ganz liebenswürdiger, jovialer Herr geworden war, anvertraut, wie ich ihn mit dem fingirten Prozeß getäuscht habe, und er hat mir keine Vorwürfe gemacht, sondern im Gegentheil für mein nachträgliches Geständniß dankbar die Hand gedrückt.



Schloß Fürstenuau im Odenwald. (S. 116)

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 16.

Auflösung des Bilder-Räthfels in Nr. 14:
Wer auf Schulden liegt, hat ein hartes Lager.

Fahnen-Räthsel.

5, 6 mit 10 und 8 durchschnebt den Himmelstrahl;
Kommt 7, 2, 1, 4, so zittern Busch und Baum;
Folgt 5 noch hindendrein, so hebt's die Last empor
Und schmückt den Gartenraum mit reichem Blumenkor;
1, 3 mit 7, 8 durchdrömt das Zarenland;
Nicht weit von 1, 2, 9 glüht heißer Wüstenland.
9, 2, 1, 10 und 5 trägt stolz sein Blätterdach,
Bescheiden wiegt sein Haupt 3, 6, 9, 5 am Dach.
Bei 7, 3, 2, 1, das uns der Welt entriecht,
Flieht 9, 3, 2 und 4 und Alles, was uns drückt;
Ein Freudenbringer ist's; drum schallen hundertweih!
9, 2, 3, 4, 5, 6 mit Recht zu seinem Preis.
Am blauen Donaufluß liegt 7, 2, 3, 1,
Dagegen 1 bis 10 ragt auf am Strand des Rheins;
Froh schweift des Wand'rer's Blick in selbigem Genuß
Von seiner stolzen Höh' hinab auf Land und Fluß. [G. Leo.]

Auflösung folgt in Nr. 16.

Auflösungen von Nr. 15: des Räthfels: die Uhr; des Buchstaben-Räthfels: Konstanze, Konstantz.

Alle Rechte vorbehalten.

Verlag der Thorer Ostdeutschen Zeitung
W. Schirmer in Thorn.

Redigirt unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.